

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 228

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Papier braucht Platz, und den bekommt es hier: Die Stapel ragen bis über die ersten Sprossen der Glaswände eines grosszügigen Mittelgangs, nach oben bleibt viel Raum für Licht. Das Archiv von *Lettre International* liegt im Mitteltrakt eines Gewerbekomplexes im Berliner Stadtteil Kreuzberg, zuoberst im vierten Stock. Auf 70, 80 Stössen sammeln sich hier die Zeitschriften, die die Redaktion als Austauschexemplare bekommt; grössere Titel wie die *London Review of Books*, *The New Yorker* und auch kleinere wie *Merkur*, *Mittelweg 36*, *N+1*, *Sinn und Form*, *Theater Heute*. So viel hier auch zusammenkommt, es ist nur ein geringer Teil.

Dabei hat die Zeitschrift selbst schon die Vielseitigkeit eines weltweiten Autorennetzwerks zu bieten. Deren Essays, Reportagen, Kurzgeschichten, Briefe und Kommentare treffen in Berlin fortlaufend ein, und rund dreissig davon finden jeweils in eine der Ausgaben (ca. 1 Mio. Zeichen). Gelegentlich baut Verlagsleiter und Herausgeber Frank Berberich, der zusammen mit der langjährigen Bildredaktorin Esther Gallodoro den redaktionellen Kern von *Lettre* bildet, Übersetzungen von Texten ein, die in anderen Sprachen schon erschienen sind.

Das Zeitschriftenarchiv ist ein für diese redaktionellen Entscheidungen wesentlicher Beobachtungsraum. Es zeigt einen Ausschnitt aus einer publizistischen Struktur, die die politische und kulturelle Entwicklungen begleitet und womöglich ein klein wenig prägt. Hier sind unter gegen-

seitiger Beobachtung Spezialisten am Werk. Hier geht es um Informationsvorsprung, um Nuancen im Ton, hier sollen Ideen zünden. Und anders als etwa Debatten in den Massenmedien oder Forschungsprogramme der Universitäten folgt dieser Zusammenhang selten klaren Ordnungsmustern.

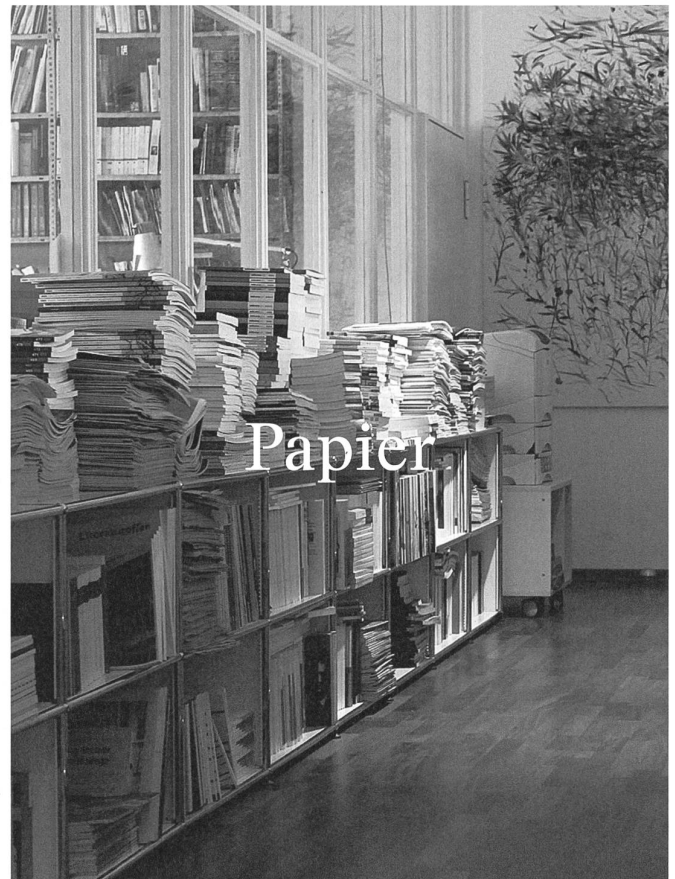
Halsbrecherisches Projekt

Ausgerechnet in Berlin, könnte man sich denken, einer Stadt, die nirgendwo richtig dicht ist, die sich in ihre Quartiere verzettelt, wo man sich tage- und wochenlang im Umkreis von zwei, drei Strassenzügen einbunkern kann, zwischen Spätkauf, Kebabstand und Internetanschluss. Es ist eine Stadt, die keinen Rhythmus kennt, ausser vielleicht das periodische Anschwellen, wenn sich ab Donnerstag die Strassen mit jungen Wochenendbesuchern füllen, ein Ort, wo die lauten Nächte und der bleiche Morgen danach gleich unverbindlich sind.

Es scheint, als habe das Gewicht der Geschichte die Stadt so flach ausgewalzt und den Bewohnern eine einzige Peripherie überlassen, als gewaltigen Gestaltungs- und Rückzugsraum (der inzwischen allerdings an manchen Orten unter erheblichen Aufwertungsdruck gekommen ist). Zugleich blieb viel symbolisches Potential. Beides zusammen dürfte jene typische Struktur begünstigt haben, die Besuchern am meisten auffällt: ein auf zugereiste Kaufkraft zielendes Kleingewerbe sowie viele kreative Lebensentwürfe, die hier ihre eigene, kleine (und manchmal auch grössere)



Stadt,



Papier

Bedeutsamkeit erlangen. Diese Konstellation kommt auch *Lettre* entgegen: Mieten und Löhne (und Druckkosten) sind unschlagbar niedrig, was bei dem ökonomisch im Grunde halsbrecherischen Unternehmen, eine Kulturzeitschrift internationaler Autoren, Fotografen und Künstler herauszugeben, besonderes Gewicht hat. Doch dem Anspruch nach fällt die Zeitschrift etwas aus dem Berliner Rahmen. Die deutsche *Lettre* ist der grösste Ableger eines 1984 in Paris angestossenen Projekts, über die Sprachgrenzen (und zunächst insbesondere auch den eisernen Vorhang) hinweg Gedankenaustausch zu ermöglichen. Rund 80 Prozent der Texte sind Übersetzungen. Zwar ist die internationale Anziehungskraft Berlins, etwa auf junge Menschen aus Südeuropa, erheblich, doch die Interessen – und das Einzugsgebiet der Autoren – von *Lettre* reichen darüber entschieden hinaus.

«Ein Wunder»

Wenn sich sagen lässt, eine Stadt sei ein Vorstellungsräum, der mit Hoffnungen, Zuspruch, Widerspruch oder Ärger besetzt wird, dann lässt sich dies erst recht von Zeitschriften sagen. So hat *Lettre* einen notorisch guten Ruf. Zum Start der Zeitschrift 1988 jubelte die FAZ «ein Wunder», und auch zur hundertsten Ausgabe Anfang dieses Jahres gab es gute Presse. Dass diese der Qualität der Beiträge und der publizistischen Leistung der Herausgeber angemessen ist, daran gibt es wenig Grund zu zweifeln. Doch lässt die Zuneigung

der breiteren (Kultur-) Öffentlichkeit eine eigenartige Attraktivität vermuten, die im Fall von Zeitschriften im Kulturbereich, sofern sie sich nicht als reine Fachzeitschriften verstehen, womöglich generell im Spiel ist. Ihnen kommt eine Entlastungsfunktion zu: Man muss sie nicht unbedingt lesen, sondern kann sich auch einfach nur von Zeit zu Zeit versichern, wie glücklich, froh oder erleichtert man ist, dass es sie gibt.

Diese Zeitschriften liegen auch in den Redaktionsräumen in Berlin-Kreuzberg. Sie alle zu lesen oder auch nur durchzublättern, würde jedes Zeitbudget sprengen. Das schwere Papier zeigt so auch den Materialstand dessen an, was vernachlässigt bleiben muss. Wo es dennoch darum geht, zu einem Thema genauer Bescheid zu wissen, bleibt nur: drauflos lesen. Sei es mit einem ständig schlechten Gewissen, weil der Rückstand nie aufzuholen ist, oder in eklektischer Fröhlichkeit. Andererseits ist für Entdeckungen immer auch die Stadt da.

Wendelin Brühwiler, 1982,
ist Historiker und freier Journalist.
Er war für ein Redaktionspraktikum bei
Lettre International in Berlin.

Bilder: Lettre International

Appenzell Dibidäbi, vornehm



Drei Dibidäbi auf einem Werbeplakat für Appenzeller Käse

Dem Jubiläum 500 Jahre in der Eidgenossenschaft ist es zu verdanken, dass sich der Verein «IXber – lateinischer Kulturmonat» dieses Jahr mit uns Appenzellern befasst: «Dibidäbi – tibi dabo» heisst das Motto. Bei Appenzeller Gewährsleuten, die es wissen müssten, bei alten Chronisten und Kennern des Landes, suchte ich vergebens nach der Herkunft von Dibidäbi und einer Verbindung mit dem lateinischen Tibi dabo, von der die Fama spricht. Der Appenzeller Dibidäbi ist eine Schöpfung des 20. Jahrhunderts. Im Aufsatz «Mer sönd halt Appenzeller» (1964) fragte Verfasser Walter Zuberbühler sein Gegenüber: «Erwartest du nicht ziemlich naiv von jedem Appenzeller, dass er bei jeder Gelegenheit sein Lendauerli in den Mundwinkel schiebe, sein Gesicht in schalkhafte Fältchen lege und nun wie ein Uhrwerk-Koboldchen Witzchen über Witzchen sprudele, Zäuerli um Zäuerli zum besten gebe?» «Natürlich!», dürfte sein Gegenüber, womöglich ein Mostindianer, ein Zürihegel, ein Basler Bebbi, zur Antwort gegeben haben: «So sind sie halt, die Dibidäbi.»

Und was halt so ist, das war tendenziell schon immer. Und was schon immer war, das hat einen uralten Ursprung, einen lateinischen oder gar etruskischen oder beides irgendwie. Die Kleinheit der Koboldchen, ihre Zähigkeit, die gebräunte Haut und die schwarzen Chruseli sind etruskisch. Ihr Name Abbatiscellani geht auf ihre Abhängigkeit vom sanktgallisch-klösterlichen Wirtschaftshof für die grundherrlichen Naturalienabgaben zurück. Eines Tages, nachdem der Abt fortwährend mehr von ihnen verlangt hatte, rebellier-

te es in ihnen, erwachten ihr Freiheitsdrang und Unabhängigkeitswille: «Tibi dabo – ich werde es dir (dann schon irgendwie, aber nicht so, wie du denkst) geben», soll der Säckelmeister um 1400 dem Steuereintreiber auf die Quitung geschrieben haben, sagt die Legende. Der weitere Verlauf ist bekannt: Das Bündnis mit den Stadt Sanktgallern, die auch nicht mehr wollten und die Burg Clanx belagern halfen, die Schlacht bei Vögelinsegg, nachdem die Städter dem Druck nicht standgehalten hatten und nur noch die eigenwilligen Appenzeller übriggeblieben waren, die bei den Schwyzern Hilfe holten, die Schlacht am Stoss, ein weiteres Hin und Her und Auf und Ab und schliesslich, als Zwischenschritt, 1513, der Beitritt in den Bund der Eidgenossen.

Wenn die Geschichte so gradlinig wäre, dann gäbe es keine Geheimnisse, keinen Spielraum für Fantasie und Mutmassungen aller Art. Seien wir froh, dass aus dem aufmüpfigen und pffigen Tibi dabo, mit dem wir uns nicht ungern schmücken, nicht der Dibidäbi entstanden ist. Im Basel-deutsch-Wörterbuch von Rudolf Suter wird «Diibidääbi, Dippidäppi» mit «dummer, zimperlicher Mensch, Nichtsköner» glossiert. Das liegt nahe beim «Tippi Tappi, Berger Lappi», einer lautmalerischen Wortschöpfung der Rheintaler und Altstätter zum Foppen ihrer Gspänli vom Berg.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

PERSPEKTIVEN

Winterthur In der Sackgasse

So viel vorweg: Ich war nicht in der Stadt, als am 21. September einige Hundert Personen nach Freiraum verlangten – oder auch: sich solchen nehmen wollten – und in einer Sackgasse landeten. Die Polizei hatte den Umzug, zu dem unter dem Motto «Standortfucktor» aufgerufen wurde, nicht weit kommen lassen. Ob ihr Vorgehen auch unzulässige Aktionen einschloss, ist inzwischen Gegenstand verschiedener Untersuchungen.

Die Ereignisse waren tagelang Stadtgespräch. Das habe ich aber auch erst nachträglich erfahren, denn ich war in Chicago, einer Stadt, wo die Mordrate (die höchste in den USA) und die Strassenkriminalität zu reden geben und die neusten Kriminalitätsstatistiken ihren festen Platz haben in den Tageszeitungen.

Zurück in der Schweiz hatte sich die erste Aufregung gelegt. Mit Zeitungsberichten und im Gespräch mit Beteiligten liess sich das Verpasste einigermassen aufarbeiten: zum einen die Fakten, zum anderen die Affekte. Es ergab sich das Bild von einem harten Polizeieinsatz und der Eindruck von entmutigten Aktivisten. Wenig liess sich hingegen zu den inhaltlichen Anliegen in Erfahrung bringen, was über das Stichwort «Freiraum» hinausgegangen wäre. Es scheint, es sei tatsächlich um etwas Abstraktes gegangen: um Ausdrucksmöglichkeit ohne vorgegebene Richtung.

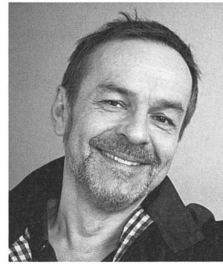
Diese idealistische Stossrichtung ist durch den Einsatz der Sicherheitskräfte bitter konterkariert worden. Dabei verblüfft, wie eng sich die Behörden an einem Drehbuch der Gewalt orientierten. Gerne würde man etwa Genaueres dazu wissen, wie aus den Werkzeugen aus einem Gärtnerauto, mit dem Getränke herbeigeschafft wurden, ein Beweisstück für Gewaltbereitschaft wurde.

Mit der zuständigen Stadträtin wollten die Organisatoren im Vorfeld nicht reden. Eine Bewilligung für die Veranstaltung lag nicht vor. Gemessen an der mutmasslichen Absicht, dass man den Teilnehmern möglichst viel Freiraum lassen wollte, wie sie sich zur Forderung nach Freiraum verhalten, war das konsequent. Eine solche Strategie führt jedoch vor allem dann weiter, wenn es ein Gegenüber gibt, das mit uneindeutigen Signalen etwas Gescheites anfangen kann und will. Leider waren die Behörden dafür ein ungeeigneter Adressat.

Es fällt schwer, das Scheitern, wenn man denn so werten will, nicht auch auf Unerfahrenheit zurückzuführen. Die Teilnehmer unterschätzten wohl den Deutungsdruck, der im Fall nationaler Aufmerksamkeit im Unterschied zu den Beobachtungsverhältnissen innerhalb der Subkulturen herrscht. Und den Initianten fehlte der Wille, deutlichere Signale zu Inhalt und Form zu geben. So war der symbolische Raum nicht nur für die Sympathisanten weit offen, sondern auch für die Szenarien der Polizei und die eingespielten Formulierungen der Berichterstattung. Das sind die für die breitere Wahrnehmung prägenden Aspekte. Sich da frei zu tanzen ist eher schwieriger geworden.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und freier Journalist.

Rheintal Marcel Gisler und die Heimatliebe



Marcel Gisler

Manchmal spürt man die Wirkung eines Films erst, wenn man sich von der Leinwand abwendet und in die Gesichter der Zuschauer schaut.

Das Kinotheater Madlen in Heerbrugg an einem frühen Montagabend im Juni: In den roten Sesseln sitzt die Aktivdienst-Generation, auf der Leinwand läuft der neue Film von Marcel Gisler. *Rosie*. Die Leute sind gekommen, weil Gisler in Altstätten aufwuchs und der Film zu einem grossen Teil da spielt. Es geht um eine sture alte Frau, die sich von ihren Kindern nicht ins Altersheim stecken lassen will. Ein Heimatfilm, könnte man meinen.

Es gibt aber noch eine zweite Hauptrolle: Lorenz, ein schwuler Intellektueller, der in Berlin wohnt. Rosies Sohn und in weiten Teilen Marcel Gislers Spiegelbild. Im Film gibt es ziemlich lange Liebesszenen zwischen Lorenz und seinem Freund. Ein Saal von Rheintaler Senioren, die zwei Männern beim Sex zuschauen. Viel mehr verstören konnte Gisler dieses Publikum nicht. Es weiss manchmal nicht, wohin es schauen soll.

Gisler ist sich dessen wahrscheinlich nicht bewusst, als ich ihn Tage zuvor in Zürich abhole und für den «Rheintaler» begleite. Er kommt gerade aus Indien, lebt seit dreissig Jahren in Berlin und sagt: «Ich fühlte mich im Rheintal oft fremd. Es zieht mich nicht hierher zurück.» Als wir in Altstätten aus dem Zug steigen, sagt Gisler: «Hm, jetzt war ich ziemlich offen.»

Es ist immer schwierig mit Fernbeziehungen, aber die Leser der Lokalzeitung hätten sich auf jeden Fall versöhnlichere Sätze vorstellen können. Gisler und das Rheintal, man hat sich auseinandergelebt.

Nur wenige Tage später im St.Galler Kantonsrat, es geht um die Filmförderung: Da wehrt sich der Rheintaler CVP-Kantonsrat Thomas Ammann dagegen, dass auch im Ausland wohnende Filmemacher mit schwachem Bezug zum Kanton St.Gallen Beiträge bekommen sollen. Er nennt ein Beispiel: Marcel Gisler, Berlin.

Am 8. November vergibt nun die Rheintaler Kulturstiftung ihren Goldigen Törggen, eine jährliche Auszeichnung, 15'000 Franken schwer. In die Kamera lachen wird Marcel Gisler, der Filmemacher reist für die Verleihung aus Berlin an. Gratulieren werden Gisler sicher auch Vertreter des Vereins St.Galler Rheintal – die Vereinigung aller Rheintaler Gemeinden wählt immerhin die Stiftungsräte. Präsident des Vereins St.Galler Rheintal ist Kantonsrat Thomas Ammann.

Es ist immer schwierig mit Fernbeziehungen.

Samuel Tanner, 1991, ist Journalist beim *Rheintaler*.

KINOK cinema

DIE REISE ZUM SICHERSTEN ORT DER ERDE

ELLE S'EN VA

PRINCE AVALANCHE

MARY QUEEN OF SCOTS

SOCIETE SUISSE DE RADIODIFFUSION

ABY WARBURG

VATERS GARTEN

LES GRANDES ONDES

ROPE OF SOLIDARITY

CINEMA ITALIANO

WATERMARKS

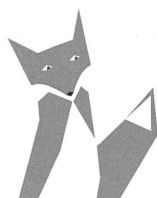
TAKE OFF

Kinok | Cinema in der Lokremise | Grünbergstrasse 7 | St.Gallen | www.kinok.ch

molton

SAISON
2013-2014

28. 11. 13 Mich Gerber
feat. Al Comet
12. 12. 13 Espen Eriksen Trio
21. 01. 14 Moddi



Molton Festival

13. 02. 14 My Heart Belongs To Cecilia Winter
14. 02. 14 Sina
15. 02. 14 We Invented Paris

20. 03. 14 Pink Pedrazzi
06. 04. 14 Julia Malischnig / Ingrid Oberkanins
17. 04. 14 My Name Is George

Schöne Musik für kalte Winternächte
im Theater am Gleis in Winterthur

www.molton.ch

THEATER AM GLEIS



SAMSTAG 16. NOV. '13
20.30h EINTRITT: 25.-/30.-
IM ALTEN ZEUGHAUS
HERISAU

HONGLER

Weihnachtsausstellung bei Hongler Kerzen

Eröffnungswochenende
8. – 10. November 2013



Konzert Slackliners Soulige Stimmen und groovige Beats bringen Bewegung in den Winterabend! Geniessen Sie die funkigen Nummern der 10-köpfigen St.Galler Band bei Glühwein und Feuer im Innenhof der Kerzenfabrik. **Sa 09.11.** 17 Uhr & 18:30 Uhr

Eisskulpturen Daniel Cotti und Markus Buschor bearbeiten grosse Eisblöcke zu magischen Eisskulpturen. Verfolgen Sie unmittelbar vor Ort, wie die Figuren zu ihrer Gestalt finden. **Sa 09.11.** 14–16 Uhr, **So 10.11.** 11–12 Uhr, 14–15 Uhr, 16–17 Uhr
Kerzenfabrik Hongler | 9450 Altstätten | Infos unter www.hongler.ch

Toggenburg International vernetzt

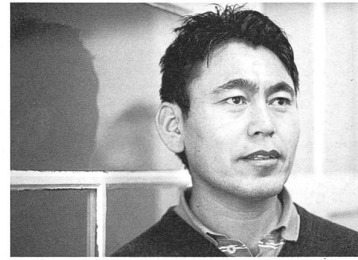
Oh...die kennen wir ja!...Regard! Kägifrettli! In einem ehemaligen Heberleingebäude an der Ebnaterstrasse 70 in Wattwil stehen, Kaffeetassen haltend, 18 Manager, Chemikerinnen und Laboranten der ehemaligen Ciba (heute BASF Schweiz), Leute aus der Schweiz, Deutschland und Frankreich. Angefangen hatte es mit einer Vernetzung über die Internetplattform XING, in der ich Unternehmer und Managerinnen angefragt hatte, wie es denn um die Integration von Menschen mit Behinderung in ihrem Betrieb stehe. Daraus entstand ein spannender Austausch, wichtige Informationen kann ich nun als Kommunikationsverantwortliche der Vereinigung Cerebral Schweiz weiterverwerten.

Zugleich spannend war die Tatsache, plötzlich wieder Leuten aus dem textilen Bereich (ehemals Heberlein Textil Wattwil) anzutreffen. Heute arbeiten sie als Manager von Herstellern oder als Vertriebsfachleute von Farben und Pigmenten für Kosmetika, Waschmittel und Textiles. So trifft man sich jährlich auf den wichtigen europäischen Messen, oder man folgt gegenseitigen Einladungen. Wie dieser Einladung zu einem «Team-Event» Anfang Oktober in Wattwil. Nach einem Jahr Beziehungspflege und Kägifrettli-Verwöhnpaketen für die Kaffeepause hat es geklappt. Meine Motivation für die Einladung war eine in Basel besuchte Trend-Show «Emotions» der BASF, die die neusten und teilweise nicht ganz ungiftigen Trendfarben/Pigmente mit Nanoteilen und Chomeffekten präsentierte. Mein Gegenvorschlag hiess: Natur statt Chemie (oder besser gesagt: Biochemie). Und die Idee, das Toggenburg als «Geheimtip» weitergeben zu können, bewohnt von Menschen, die durch ihre Spezialitäten «eifach bsundrig» sind: Die Idee zündete. Hier ist eine Landschaft, die prägt und noch nicht allen gleichermassen bekannt ist.

Jedenfalls: Nach einer Präsentation über Textildesign, Toggenburger Geschichte und einem Atelierrundgang (Bildhauer Roland Rüegg, Fotograf Herbert Weber, Grafiker Nicolas Sourvinos, Musiker Etienne Expilly und Künstlerin Sonja Rüegg) sind wir nach Dergeten in die hintere Laad, nach Nesslau hinauf gefahren. Es hat geschmeckt, das Chnöpfli-Dreierlei. Am Nachmittag folgte dann «Werche ohne Johle»: Naturseifen herstellen bei Astrid Nigg aus Unterwasser. Die Fachfrau zum Thema Natur-Seifen hat mit ihrem Fachwissen die Gäste überzeugt. Das neu gewonnene Netzwerk aus Chemie und Natur, Stadt und Land, Handarbeit und maschineller Produktion ist vielversprechend für künftige Vernetzungen. Toggenburg klingt gut.

Daniela Vetsch, 1968, Textildesignerin und Mutter von zwei Kindern, lebt in Wattwil.

Stimmrecht Die Wege des Buddhismus



Bevor der Buddhismus nach Tibet kam, herrschte dort die Bön-Kultur, eine schamanische Naturreligion, so, wie es auch heidnische Religionen in Europa gab, bevor das Christentum einzog. In sehr alten Kirchen finden wir auch bei uns in den Bergen Hinweise auf regionale Naturgottheiten in Fresken, Symbolen oder kleinen Figuren. Viele Naturgötter der Bön-Kultur wurden im tibetischen Buddhismus einfach als Schutzgottheiten integriert. So handelt der Ritualtanz der «Schwarzhutzauberer» davon, wie Naturgötter dienstbar gemacht wurden. Padmasambava, ein indischer Mahasiddha, der die Lehre des Buddhismus nach Tibet brachte, hatte anfangs hauptsächlich damit zu tun, die Naturgottheiten Tibets zu befrieden. Aus diesem Grund verbrachte er Jahre damit, in den Höhlen des Himalaya zu meditieren.

Aus den Lehren des Padmasambava entstand in Tibet die älteste der vier grossen Schulen, die Nyingmapa-Schule. Die zweitälteste Schule war die der Sakyapas. Marpa, dessen Schüler Milarepa ein berühmter Einsiedler war, der in nur einem Leben die Erleuchtung erreichte, begründete die berühmte Kagyu-Schule. Gyalwa Lobsang Dakpa hat schliesslich die Geluk-Schule gegründet, deren Schüler der heutige Dalai Lama war.

Während die Schule der Gelugpa und Sakyapa eher das Studium der buddhistischen Texte im Kloster in den Vordergrund stellten, widmeten sich die Schulen der Nyingmapa und Kayupa der tantrischen Meditation, für die der tibetische Buddhismus bekannt ist. Dieser Zugang zur Erleuchtung stellt eine enge Beziehung zum Guru in den Vordergrund, die von Hingabe und Identifikation mit dem Lehrer sowie Visualisierung in der Meditation geprägt ist. So, wie die Schweiz während der Reformation eine wichtige Rolle spielte, war es auch Tibet, wo sich der Tantrismus als «freiere Form» des Buddhismus etablierte.

Die drei Wege des Hinayana, Mahayana und tantrischen Buddhismus wurden von Buddha mit dem gemeinsamen Ziel der Erleuchtung gelehrt. Während im Hinayana-Buddhismus Regeln das Leben der Schüler und Mönche leiten, ist es der altruistische Gedanke, sich in die menschliche Gemeinschaft sinnvoll einzubringen, der den Mahayana-Buddhismus prägt, und die Hingabe und Identifikation mit einem Lehrer, der den tantrischen Buddhismus zum direkten Weg macht.

Das nächste Mal mehr über die Lehren Buddhas.

Gyatso Drongpatsang, 1978, arbeitete in Tibet als Lehrer in einer Klosterschule. 2011 ist er in die Schweiz geflüchtet. Heute lebt er mit dem Entschluss «vorläufig aufgenommen» in Romanshorn.